

dern im Krieg (vgl. u. a. zum bronzezeitlichen Einsatz, aber durchaus übertragbar und mit guten Literaturverweisen M. IVANOVA, Befestigte Siedlungen auf dem Balkan, in der Ägäis und in Westanatolien, ca. 5000–2000 v. Chr. Tübinger Schr. Ur- u. Frühgesch. Arch. 8 [Münster, New York u. a. 2008] bes. 57–63) verwiesen werden, jedoch auch auf die vermeintlich stark abweichende Architektur von defensiven Anlagen in weiten Teilen des gleichzeitigen Mitteleuropas (vgl. u. a. St. FRICHTL, *La ville celtique: les oppida de 150 av. J.-C. à 15 ap. J.-C.* [Paris 2000]). Zudem sind die Fokussierung auf die leider aufgrund der Überlieferung kaum mehr auffindbaren Schleudern als Mittel der ersten Wahl im Kriegswesen und zugleich der eingegrenzte taktische Kanon, von dem P. Robertson in seinem Experiment ausgeht, ein begrenzendes Merkmal. Beispielsweise berechnete er Tore eher als Zeithindernis denn als eigenständigen Defensivfaktor, die Wälle verrechnete er als leicht überwindbar und ebenfalls nur als „Annäherungshindernis“, und der finale Nahkampf steht stets als entscheidende Phase des Konfliktes an sich. Lässt man sich jedoch auf die durchaus plausiblen Postulate ein, so zeichnet die Arbeit P. Robertsons ein neues Bild der Eisenzeit: denn er präsentiert eben nicht die gewohnten großen Kriege und Schlachten nach *Façon des Bello Gallico*, sondern beschreibt eher die alltäglichen Reibereien kleiner Gruppen bewaffneter Kämpfer und Krieger. Gegen diese waren die sich allmählich weiterentwickelnden Anlagen nach Maßgabe der Ergebnisse überaus effektiv: „If raiding was the main threat and was as frequent as the effort put into hillfort defences implies, then protecting resources (especially food stocks) in increasingly strongly-defended sites would have improved survival chances at the community level“ (S. 87).

Auch wenn, wie Peter Robertson summiert, die Studie dabei keine neuen Einblicke zur Lösung dieses „evolutionary‘ model“ (S. 87) bringe, stellt die Einbindung der Ergebnisse in bisherige Umfeldanalysen und auch als Kontrapunkt zu zahlreichen Ansätzen in der bisherigen wissenschaftlichen Diskussion doch zahlreiche neue spannende Impulse in Aussicht.

D–60629 Frankfurt am Main
Norbert-Wollheim-Platz 1 (Fach 10)
E-Mail: reymann@em.uni-frankfurt.de

Andy Reymann
Goethe-Universität Frankfurt am Main
Institut für archäologische Wissenschaften
Abteilung III: Vor- und Frühgeschichte

FRASER HUNTER / IAN RALSTON (Hrsg.), *Scotland in Later Prehistoric Europe*. Society of Antiquaries of Scotland, Edinburgh 2015. £ 60,–. ISBN 978-1-90833-206-6. 301 Seiten, 141 Abbildungen, 10 Tafeln.

Dieser Band vereint 15 Beiträge, die 2008 in Edinburgh bei einer internationalen Konferenz der Society of Antiquaries of Scotland vorgestellt wurden. Der untersuchte Zeitraum deckt die Bronze- und Eisenzeit mit einigen wenigen Bezügen zur Römerzeit sowie zum Hochmittelalter ab. Dabei handelt es sich im Wesentlichen um Arbeiten zu den britischen Inseln und den westlichen Küstenbereichen des Kontinentes, sofern dort „atlantische“ Kulturen vorkommen. Der traditionelle Gegensatz zwischen den Inselkulturen und den „exotischen“ Einflüssen, zwischen einem nordalpinen Zentrum und einer Peripherie, wurde aufgegeben. Die Autoren suchen anhand archäologischer Spuren nach kulturellen und sozialen Charakteristika, da sie, wie sie schreiben, trotz der Überlieferung von Tacitus so gut wie über keinerlei schriftliche Zeugnisse verfügen. Die Beiträge schwanken zwischen einer knappen Analyse der verfügbaren archäologischen Daten und anthropologischen interpretativen Modellen, wobei es oftmals schwer ist, diese effizient mit den vorhandenen Informationen in Korrelation zu bringen. Die Autoren liefern detaillierte Aufzählungen und Beschreibungen der erhaltenen archäologischen Überreste, sowohl für die Architektur als auch für eine Reihe an Objekten. Die britischen Inseln zeigen mit ihren unzähligen Siedlungsspuren, beste-

hend aus Steinhäusern und Befestigungsanlagen aller Größen, große Besonderheiten im Vergleich zum Kontinent auf. Jedoch spielten Nekropolen trotz einiger aktueller und spektakulärer Funde eine untergeordnete Rolle. Die Zusammenstellung und Analyse der Verteilung der Fundplätze oder der typologischen Ensembles lässt sich recht einfach gestalten, zum einen aufgrund der geographischen Grenzen der Inseln, zum anderen da der Kontrast zwischen dem Hochland im Westen, den Ebenen und den sanften Hügeln im Osten bedeutend bleibt. Für zahlreiche Regionen kann eine Siedlungskontinuität über mehrere Perioden festgestellt werden, einige Siedlungen überdauern mehrere Jahrhunderte, wobei einige Fundkategorien auf eine Region beschränkt sind. Der Umbruch in der Datierung, ausgelöst durch die Zunahme und die größere Genauigkeit der Datierungen mit ^{14}C oder der Dendrochronologie, scheint noch nicht vollends mit den traditionellen Typologien verbunden worden zu sein. So schlägt schließlich Pierre-Yves Milcent eine Typochronologie von Metallobjekten von 1300 bis 600 v. Chr. aus den atlantischen Regionen, den Inseln sowie der westlichen Seite des Kontinentes vor (S. 19–46).

Die Einleitung von Fraser Hunter (S. 1–4) fasst die angesprochenen Themen und die jeweiligen Beiträge des Bandes gut zusammen. Deshalb sollen hier nur einige, dem Rez. in besonderer Weise innovativ erscheinende Beobachtungen vorgestellt werden.

Barry Cunliffe stellt die Frage, welche Rolle der Ozean für den Warenhandel zwischen Spanien und Schottland spielte, wenn man bedenkt, dass die maritimen Transporte, sobald anfängliche Probleme der Navigation bewältigt wurden, um einiges schneller vorstättengingen als jene über Land (S. 5–18). Mehrere Verbindungswege existierten parallel oder wechselten sich ab; Großbritannien war an diesen Wegen jedoch gänzlich unbeteiligt. B. Cunliffe erkennt, mit großen Unterschieden zu unterschiedlichen Zeiten, eine Art atlantische Gemeinschaft sowie Handelswege, die dem Austausch von Luxusgütern dienten und die sich entlang den nordwestlichen Inseln bis hin zur Straße von Calais orientierten. P.-Y. Milcent vervollständigt die Karten mit der Abgrenzung der „atlantischen“ Kulturen von der westlichen Küste des Kontinents. Es wird deutlich, dass jene Kulturen nicht mehr als Peripherie des „nordalpinen Komplexes“, sondern vielmehr als unabhängige kulturelle Einheit, die die Beneluxländer einschließt, betrachtet werden, wie Eugène Warmenbol demonstriert (S. 47–84). Flemming Kaul fokussiert sich auf figürliche Darstellungen sowohl auf Bronzeartefakten wie auf Felsen in Südkandinavien, um eine Evolution der Genres wie auch der Art der Darstellung – mehr oder weniger abstrakt – von der Bronzezeit bis zur Eisenzeit zu skizzieren (S. 85–102). Die verschiedenen Sonnenschiffe, Tänzer, Krieger, Schlachten bis hin zu Hausurnen oder Gesichtsurnen bilden eine „Prozession“ sehr umfangreicher Darstellungsmöglichkeiten, deren geringe Variationsbreite der Autor verfolgt. Daraus beginnt sich eine Logik der oder gar ein Verständnis für die Vorstellungswelt abzuzeichnen. Richard Tipping zeichnet ein komplexes Bild der Klimaveränderungen in Schottland und hebt dabei die Grenzen ihres Einflusses auf die Gesellschaften hervor: Die allmähliche Rodung des Landes stellt zweifelsohne einen wichtigeren Faktor für die Beziehungen zwischen den Menschen und ihrer Umgebung dar (S. 103–118). Colin Haselgrove konzentriert sich auf das Zentrum Großbritanniens und unterstreicht dessen spezielle Charakteristika, auch wenn er selbst mehrere eigenständige Unterregionen unterscheidet und feststellt, dass der Umbruch von der Bronze- zur Eisenzeit radikal war (S. 119–138). Andrew Dunwell stellt eine Bilanz der archäologischen Ergebnisse der kommerziellen Archäologie für die Eisenzeitforschung Schottlands seit den 1990er Jahren vor, insbesondere jedoch jene der letzten Jahrzehnte bis 2012 (S. 139–158).

Rachel Pope analysiert die Architektur der bronzezeitlichen Häuser, ein selten in Angriff genommenes Gebiet der Forschungen der jüngeren Zeit (S. 159–184). Es zeichnet sich eine regelrechte Typologie ab, die dank der ^{14}C -Datierung eine klare chronologische und regionale Entwicklung erkennen lässt und bei der sich Innovationen und Traditionen abwechseln. Ian Armit und Ian

Ralston interessieren sich für die Beziehungen zwischen Rundhäusern, „brochs“, Einfriedungen, Dörfern und Befestigungsanlagen, die ein Ganzes bilden, durch das eine Rekonstruktion der Gesellschaften, die sie erbaut und bewohnt haben, versucht werden kann (S. 185–200; 201–210). Es gilt über die Konzepte aristokratischer Gesellschaften oder zentralisierter Provinzen hinauszugehen, um sich Fragen zu Erbe sowie Funktion und Verortung jener Bautypen im System der Landschaftsnutzung stellen zu können. Martin Goldberg untersucht bestehende Annahmen in Bezug auf die Ausrichtung der Häuser und deren Eingängen sowie die Deponierungen diverser Objekte und menschlicher Überreste in den Fundamenten mit kritischem Blick (S. 211–224). Er hebt, im Kontrast zum Thema des Aufsatzes von F. Kaul, das Fehlen von menschlichen Darstellungen in Schottland hervor. Die rituelle Interpretation von Mühlsteinen, die er vorschlägt, erscheint Rez. jedoch nicht stichhaltig: Man findet sie wiederverwendet oder als Ausschuss in ganz Europa, und auch auf einem offensichtlich rituellen Fundplatz wie Mormont in der Schweiz sind sie zahlreich vertreten, doch ist ihre Verteilung rein zufällig.

Der Beitrag von F. Hunter über das Handwerk (S. 225–246) ist nicht nur wegen der Hypothesen, die er aufstellt, sondern auch aufgrund der statistischen und kartographischen Grundlagen, auf die er sich stützt, bemerkenswert. Handwerkliche Aktivitäten wurden nicht nur in den größeren Siedlungen ausgeübt. F. Hunter stellt zudem fest, dass Spinnwirtel relativ selten sind, was auch in Frankreich beobachtet werden kann. Die Freude daran, die ganze Subtilität des Beitrags von Ruth und Vincent Megaw (S. 247–280) zu entdecken, sei den Lesern des hier vorgestellten Bandes selbst überlassen; die Frage aber, ob man bei den britischen Produktionen der Eisenzeit von „Celtic Art“ sprechen kann, stellt sich dem Rez. nicht: Die gewählten Motive, die „Grammatik“, mit der sie kombiniert werden, die allgemeine Neigung zur Abstraktion sind Elemente, die eindeutig die keltische Kunst charakterisieren. Es genügt sie anzuschauen, um überzeugt zu sein; ein Diskurs über Kunst hat nicht die Kraft wie eine einfache Betrachtung. Schließlich zeigt Stratford P. Halliday (S. 281–294), wie Schottland auf sehr eigene Weise zur Archäologie der europäischen Frühgeschichte beiträgt, wie sie andernorts unbekannte Daten liefert, sowohl aufgrund der Art der archäologischen Überreste als auch durch deren Erhaltungszustand.

Die Forschungsbeiträge dieses Bandes sind, wie Rez. aufzuzeigen versucht hat, sehr fruchtbar, auch wenn sich ihre Publikation sehr verzögert hat. Sie verdeutlichen die Veränderungen der Innovationszentren im westlichen Europa im ersten Jahrtausend v. Chr. Die atlantische wird nicht mehr als Peripherie der nordalpinen Welt angesehen, sondern mehr als Partner. Eine vertiefende Analyse der im Laufe der letzten Jahrzehnte zahlreich gesammelten archäologischen Daten in Zentralfrankreich wird zeigen, ob diese Zone intermediär oder eigenständig zwischen diesen beiden Welten bestand.

Übersetzt von Candida La Russa.

F–Guermantes
E-Mail: olivier.buchschutz@ens.fr

Olivier Büchschütz
Directeur de recherches émérite au CNRS